

Von Holland nach der Schweiz in Kriegszeiten

Autor(en): **th.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Lehrerinnenzeitung**

Band (Jahr): **18 (1913-1914)**

Heft 12

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-311019>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

exerziert: 39 plus 3. 39 minus 3; durch die Zimmerwand hindurch meinte ich zu sehen, wie der schwächliche Kleine mit Kopfnüssen regaliert wurde, und ich hatte schon im Sinn, der energischen Mutter diese Ferienprivatstunden abzugewöhnen oder abzunehmen, da bekam auch sie das gelbe Blatt: Abreisen! Verhältnismässig ruhig blieben einige Schulmänner; Kriegszustand heisst nicht Mobilmachung, belehrten sie uns. Aber als wir das Gespräch vom Kriege ab, auf die Bremer Schulreformbewegung bringen wollten, da wurden wir kurz abgefertigt. Sozialdemokraten, staatsgefährlich — das sind die Scharrelmänner und Gansberge, ein Glück, dass energisch mit der Sorte aufgeräumt wird. Ah!

Am Nachmittag zogen wir zum Strande, die Kollegin machte unsere Schweizer- und Kantonalflagge bereit, sie sollten am 1. August vor unserer Sandburg flattern. Da tauchten fern am Horizont mächtige Schiffskörper auf, aus drei Kaminen schickten die Kolosse schwarze Rauchwolken zum Himmel, bald waren sie in Gruppen beisammen, bald verteilten sie sich draussen wie Wachtposten und ein kleinerer Dampfer rannte wie toll vor den übrigen hin und her. Wir verfolgten in atemloser Spannung die Bewegung der Schiffe, die so gar nicht den Eindruck von Vergnügungsdampfern machten. Also wieder eine interessante Vorstellung auf der gewaltigen Bühne. Als wir an diesem Abend heimkamen, hiess es: Von Nachbarinseln seien alle Kurgäste, von Helgoland auch die Einwohner weggewiesen worden. Das wurde ungemütlich. Auch von unserer Insel waren schon am Morgen viele Gäste abgereist, „Zimmer zu vermieten“ stand an verlassenen Logierhäusern, wo bei unserer Ankunft kein Kämmerchen zu haben war. Noch hielten einige Getreue an unsern Tischen aus, aber als der nächste Tag die Kunde brachte: Mobilmachung! da war des Bleibens auf der Insel nicht länger. Man tröstete uns zwar: Für Sie ist keine Gefahr! Die Insel wird kaum beschossen werden! Das Meer liefert uns Fleisch; unsere Gärten Kartoffeln und Gemüse, und dass wir Brot bekommen, dafür sorgt unser Kaiser! Aber am nächsten Morgen fuhren wir dennoch zum Schiff, voll Ungewissheit, wie wir durch die Massen Militärs und ein- und auswandernder Reisender die Heimat erreichen werden.

Die Heimreise war interessant genug, doch geben wir das Wort nun einer Kollegin, die einige Zeit später von Holland nach der Schweiz reiste.

L. W.

Von Holland nach der Schweiz in Kriegszeiten.

Still vergnügt sassen wir an der holländischen Nordseeküste und schauten dem Strandleben zu. Das Pferd des Bademeisters zog unermüdlich die erfrischungsbefähigenden Gäste in den hohen, vierrädrigen Badekarren zur salzigen Flut hinaus und wieder zurück. Mit aufgestülpten Hosen füllten die Muschelfischer ihre Netze und leerten sie in ihre hochbeinigen Zweiräderwagen. Grosse und kleine Kinder tummelten sich im Sand. Da wurden Häuser, Tunnel und Brücken gebaut, Gräben gezogen und aufgefüllt, dass es eine Freude war. In den Strandkörben hatten sich lese- oder plauderlustige Gesellschaften zusammengefunden, während die Bewohner des Fischerdorfes bedächtig und breitpurig in ihren Holzschuhen an der Strasse standen. Und sank der Abend, so zauberte die untergehende Sonne die schönsten Farbensymphonien auf die unendliche Wasser- und Himmelfläche und die Wellen sangen dazu ihr ewiges Lied. —

Es war der letzte Tag im Juli. Wir beschlossen, am folgenden Tag einen Ausflug nach der Residenz, dem Haag und dem Weltbad Scheveningen zu machen. Vom Tram aus, das uns zur alten Universitätsstadt Leiden brachte, sahen wir viel Militär auf den Strassen. Das sah aber so harmlos wie möglich aus. Die Soldaten sassen auf Gartenzäunen und unter den Haustüren lachend und Pfeifen rauchend, als ob sie sich von einem Manöver ausruhten. Die Fahrt nach der Residenz hingegen war weniger gemütlich. Stundenlange Verspätung und überfüllte Coupés. Für die Landschaft hatten wir nicht mehr viel Interesse. Wir brannten darauf, eine deutsche Zeitung zu bekommen. Doch das war vergebliche Mühe. Nun studierten wir die holländischen Telegramme, die an den Verkaufsläden angeschlagen waren, und erfuhren so von dem Ultimatum Deutschlands an Russland. Die Tragweite dieser Nachricht merkten wir erst, als wir etwas Mundvorrat kaufen wollten. Man nahm unser Papiergeld nirgends ab. Als wir gar unsere Checks einlösen wollten, hatte man nur ein mitleidiges Lächeln für uns. Am Rathaus standen eine Unmenge Menschen. Wir gingen hin und lasen, dass strassenweise Militäreinquantierung angeordnet war; die Leute notierten sich die Namen der ihnen Zugewiesenen. — Wir kehrten um. Die Lust am Ausfliegen war uns vergangen. Nicht einmal nach dem Friedenspalast schauten wir uns um. Als die traurigste Ironie gedachten wir seiner in diesem Kriegsgetümmel und strebten kleinlaut dem Bahnhof zu. Zu Hause angekommen, erklärten wir sofort unserem Wirt unsere Zahlungsunfähigkeit. Lachend erwiderte der: „Dann geben wir Ihnen halt alles gratis!“ Einen guten Freund fanden wir an einem weisshaarigen Beamten am Schalter des „Bureau für durchgehende Reisende“. Dieser wechselte uns mitleidig eine 10-Guldennote, suchte im Kursbuch nach den Zügen und riet uns, am folgenden Tag abzureisen. Da es Sonntag sei, werde die Mobilisation in Holland an diesem Tage eingestellt. Unser Billet lautete über Brüssel, Luxemburg, Strassburg, Basel. Zum Glück führten wir diesen Plan nicht aus, sondern beschlossen, den Schweizer Konsul telephonisch um Rat zu fragen. Da tönte es: „Jetzt unter keinen Umständen reisen“. So meldeten wir uns zu einer Besprechung an und beschlossen, die Dinge abzuwarten, die da kommen sollten. Und es war unser Glück! Ob wir lebendig wieder aus Belgien herausgekommen wären, bleibe dahingestellt. — So war unsere Ferienidylle zu einer Gefangenschaft geworden. Unsere Gastgeber liessen es uns an nichts fehlen, trotzdem sie genau Bescheid wussten um unsern Geldbeutel.

Und das Meer erstrahlte täglich in schönerem Farbenglanz. Das Meeresleuchten bekamen wir fast jede Nacht zu sehen. Wie blau-glühende Schlangen wälzten sich die Wellenkämme daher und zerflossen im Sand. Dass diese Erscheinung von winzigen Meertierlein hervorgerufen werde, hatten wir wohl gehört, es uns jedoch nie recht vorstellen können. — Unsere nächste Aufgabe war, zu Geld zu kommen. So setzten wir uns hin und schrieben, schrieben, schrieben. Alle Register wurden gezogen: Telegramme, Briefe, eingeschriebene Briefe und Postkarten wurden verfasst, um aus der Heimat Geld zu bekommen. Früh morgens am 3. August sassen wir im Zug nach Amsterdam. Da bekamen wir einen Vorgeschmack von den Zugsgeschwindigkeiten in Kriegszeiten. Der stilreine, imposante Bahnhof der niederländischen Hauptstadt, die Kanäle mit ihren unzähligen Fracht- und Personendampfern, die unter den schwungvoll gewölbten, drehbaren Brücken geräuschlos durchfuhren, die schmalen, eng aneinander geschmiegt, mit Teeranstrich versehenen Häuser, die unendlich schmalen und steilen Treppenaufgänge — all das fesselte unser Interesse nur halb. Die Hauptsache war uns

das Konsulat, von dem wir Hilfe erhofften. Nach zweistündigem Warten wurde unser Hoffen vorerst mit einem Glas Milch belohnt. Dazu konnten wir unseren Mundvorrat verzehren. Wie in einem Taubenschlag ging's hier aus und ein. Da wurden Paragraphen der alten und der neuen Militärorganisation gelesen, verglichen, erklärt, Militär- und Reisepässe ausgestellt und Ratschläge en gros erteilt. Ausserst wohltuend wirkte dabei das ruhige, sachliche Wesen und die stetige Freundlichkeit des Konsuls. Durch seine Vermittlung wurde uns an einer Bank die Einlösung unserer Checks zugesichert und damit die grösste Sorge von uns genommen. Wir erbettelten dort sogar etwas deutsches Gold und Silber. Nun konnten wir wenigstens unsere Pension bezahlen und uns mit dem Gedanken an eine mehrtägige Heimreise vertraut machen.

Von nun an wurden fleissig die holländischen Zeitungen studiert. Von der Existenz der Schweiz schienen diese nichts zu wissen. Was wir lasen, stimmte uns je länger desto bedenklicher. So verging eine Woche. Da entschlossen wir uns, die Heimreise mutig zu versuchen. Vom Konsulat wurden uns verschiedene Briefe unverschlossen mitgegeben, die wir der Schweizer Post zu übergeben hatten, sogar 4 Schweizer Hunderternoten anvertraute uns eine Amsterdamer Bank für eine in Arosa weilende Holländerin. Dieser Dame konnte das Geld zur Heimreise nicht geschickt werden und wir übernahmen voll Stolz den Bank- und Postverkehr. — Um uns nicht gar zu übermütig ziehen zu lassen, machte man uns auf die eventuellen Strapazen und Gefahren unserer Reise aufmerksam; wie: stundenlange Fusswanderungen über die Grenze, Mittragen von Proviant für mehrere Tage, da nichts Essbares zu bekommen sei, Kampieren im Freien wegen Überfüllung der Gasthöfe, Bombengefahr von oben, Minenexplosion bei passierenden Brücken u. a. m. Doch das brachte unseren Entschluss dennoch nicht ins Wanken. Unser Gepäck anvertrauten wir unseren wackeren Holländern bis in ruhigere Zeiten und setzten uns zuversichtlich in den Zug, der uns an die Grenze des Kriegsstaates bringen sollte. Getreu dem Grundsatz: Geteiltes Leid ist halbes Leid, hatte sich durch väterlich-konsularische Vermittlung ein Grüpplein von 5 Schweizerbürgern beiderlei Geschlechts zusammengefunden und frohgemut steckte unser Benjamin eine kleine Schweizer Flagge auf. Hätten wir nicht schon hier am Bahnhof manche Abschiedsträne von Frauen und Kindern fliessen sehen, wäre unsere Stimmung eine gute gewesen. So sassen wir gedrückt, der Zug setzte sich langsam in Bewegung und führte all die Männer, Söhne und Väter fort, die vielleicht nie mehr zu den Ihren zurückkehrten. — Wir versuchten, über die trüben Gedanken Herr zu werden.

Lachender Sonnenschein lag auf den Fluren. Die schwarz und weiss gefleckten Kühe grasten friedlich. In den Getreide- und Gemüsefeldern längs den Kanälen standen fleissige Landleute. Hie und da leuchtete ein Feld feuriger Gladiolen oder Begonien zu uns herüber. Die Windmühlen warfen ihre geschäftigen Flügelarme herum. Keine Veränderung des Landschaftsbildes und doch blickte uns alles mit anderen Augen an. Je näher wir der Grenze rückten, desto gespannter waren wir auf die Dinge die hier auf uns warteten. Eine junge Holländerin hatte sich uns angeschlossen, die es mutig unternommen hatte, ohne Schriften nach Krefeld zu reisen, um ihre Mutter und ihr Brüderlein ins ruhige Holland zu führen. In Zeevenaar war Zollrevision. Da wurde die freudige Nachricht laut: der Zug fährt wieder zum ersten Male über die Grenze! *Elten!* Die erste deutsche Station! Die Menschenmasse bewegte sich nur langsam zum Zoll und von da zur Schriftenkontrolle. Vier Männer mit aufgepflanzten Bajonetten musterten die Ausweise.

Wie der erste Schweizer an die Reihe kam, hiess es laut: Schweizer, bitte, zurücktreten! Dann gab's eine extra gründliche Untersuchung. Mit seitwärts gehobenen Armen mussten die Herren sich betasten lassen. Doch alles ging gut. Bei dieser Prozedur stiessen wir auf einen Basler Bürger, der uns erzählte, er komme auf einer Urlaubsreise aus Südafrika, habe bei seiner Einfahrt im Hafen von Rotterdam vom Kriegsausbruch gehört und sei nun stellungspflichtig. Auf einmal tauchte ein bekanntes Gesicht mit leuchtend frohen Augen auf, es war das der Holländerin, die glücklich durchgeschlüpft war bei der Revision. — Herren mit der Oranjeflagge im Knopfloch standen im Fremdengewühl, wiesen Bedürftige zu den mit Speis und Trank besetzten Tischen der Rot-Kreuz-Damen hin, holten Billets und vermittelten Auskünfte. Schulbuben mit weissen Armbinden halfen Gepäck tragen, Kinder bewachen und Koffer hüten und blickten stolz, dass man sie brauchen konnte. Dass hier auch eine Geldwechselstelle eingerichtet, war eine verdankenswerte Fürsorge. Schon im Zuge hatten nämlich einige Geldmensen die Runde gemacht, die bestrebt waren, aus der Aufregung des Tages ihren Wucher zu ziehen. — Man atmete ordentlich auf, als man wieder im Zug versorgt war. Wohin er fuhr, wussten wir nicht und weiter als bis zur nächsten kleinen Ortschaft wussten auch die Beamten nicht. Das Ärgste hatten unsere, an gute Bergluft gewöhnten Lungen zu erdulden. Schon auf holländischem Boden war der Befehl ergangen: alle Fenster schliessen! Ein Soldat verschaffte dem Befehl Nachdruck. So langsam, dass wir bequem zu Fuss hätten nebenher gehen können, fuhr der Zug über Brücken und Dämme. Wir erfuhren, dass ein unvorsichtig hinausgeworfener Zigarrenstummel die Brücke mit dem Zug in die Luft sprengen würde und willig fügte man sich in die Qual bis zur nächsten Station. Dann sprang alles zu den Türen, um Luftvorrat für die kommende Fahrt einzupumpen. So ging's lange Strecken weiter. Alle Gräben und Gehege hüben und drüben von Eisenbahnbrücken waren mit Stacheldrähten kreuz und quer verbarrikiert und in Reih und Glied standen und blickten rings uns die Kanonenschlünde an. Schauerlich! Nun wussten wir freilich, dass wir durch ein Land im Kriegszustand reisten. Dies sollte uns noch eindringlich genug zum Bewusstsein kommen. Hunderte von Militärzügen fuhren an uns vorbei. Tausend und abertausend Soldaten, Kanonenladungen, Heu- und Fourragewagen, Autos, Droschken und Sanitätswagen ohne Zahl. Die Feldpost und die mit den heruntergelegten Kaminen versehenen Feldbäckereien waren alle in dem einheitlichen Grau der Kanonenanstriche gehalten. Diese aufs kleinste ausgearbeitete Organisation des ganzen Militärapparates musste jedem Bewunderung abzwängen. Und da fuhren Hunderte und Tausende gesunder, starker Menschen mit Jubel und Begeisterung an uns vorbei dem Tode entgegen. Unablässig erscholl „Die Wacht am Rhein“ und „Deutschland, Deutschland über alles“. Und die Zivilbevölkerung stand auf jeder Brücke, an allen Fenstern, bei jedem Strassenübergang und winkte mit Tüchern und Fahnen und das Hurrahrufen nahm kein Ende. Die Militärmassen erschienen wie aus dem Boden gestampft. Wir hörten, wie die im Zuge rechts von uns gern wissen wollten, wo die linksfahrenden herkämen. Aus Posen! Und Ihr? Aus Bayern! Wir übertrugen Frage und Antwort von einem Fenster zum andern. So sassen wir den ganzen Tag zwischen den unzähligen, mit Laub und Tannenreisern geschmückten Zügen. Auf einer kleinen Strecke nahmen wir uns die Mühe, sie zu zählen. Neunundzwanzig zählten wir im Zeitraum von etwa zwei Stunden. Wir versuchten auch, die Wagen einer solchen Riesenschlange zu übersehen. Auf 60 waren wir gekommen, ohne dass

der Schwanz sichtbar geworden wäre. Drei und vier Lokomotiven waren diesen Ungetümen vorgespannt und langsam, langsam bewegten sie sich vorwärts. —

Doch je stärker der Sturm des Kriegsjubels ausbrach, um so trauriger wurde uns zu Mute. Voller Illusionen zogen die jungen Leute aus, als ob es zu einer fröhlichen Turnfahrt ginge. Wie viele von ihnen mögen heute schon stumm auf dem Schlachtfelde oder schmerzverzehrt in glühender Sonne am Wege liegen. Und wozu? Wird durch das viele Blut der Völkerhass nicht noch mehr gesteigert, statt ausgetilgt? Ihre heiligsten Güter zu verteidigen, setzen Hunderttausende von Menschen ihr Leben ein im Kampfe gegen Menschen, die mit denselben Gefühlen zu Felde ziehen, die wie sie von der Gerechtigkeit ihrer Sache durchdrungen sind. Menschheit, wie weit hast du's doch gebracht mit deiner Grenz- und Machtpolitik! Kulturträger des 20. Jahrhunderts versinken in die Barbarei des blutigen Mittelalters! Weh denen, die diesen Völkerhass lehren und stetsfort schüren. Auf ihnen lastet die ganze Verantwortung des Jammers, den die Welt in Waffen über die Menschheit bringt!

Ein Zeugnis von dem langgenährten Nationalitätenhass gaben die über und über mit Inschriften und Bildern besäten Wagenwände: Gift für Frankreich! Jeder Schuss ein Russ'! Jeder Stoss ein Franzos'! Es lebe das grosse Deutschland! Russen und Serben, alle müssen sterben! Wie erhaben wirkte dagegen das schlichte Menschentum, das in der Organisation des internationalen Roten Kreuzes zum Ausdruck kam. Da waren an jeder Station stets hilfreiche Hände, Hungernde und Dürstende zu erquicken. An Soldaten und Reisende wurde ohne Unterschied ausgeschenkt und ausgeteilt. Da wurde nach keiner Nationalitätszugehörigkeit gefragt. Jedem Bedürftigen wurde gegeben. Frauen suchten die Wagenreihen ab nach Kindern, um ihnen Flaschenmilch zu verabfolgen. Und es war nötig, denn käuflich war auf keiner Station Milch zu erhalten. —

Nachts um $\frac{1}{2}$ 12 Uhr fuhr unser Zug in der Kölner Bahnhofhalle ein. Da lagen auf Bänken und am Boden unzählige Männer, Frauen und Kinder zwischen ihren Bündeln mit Hausrat, um nur irgendwo die Glieder strecken zu können. Wir schritten am Dom vorbei, den wir auf unserer Hinreise so frohen Herzens bewundert hatten. Ein zweistündiger Aufenthalt bot Gelegenheit, uns vom Russ, Staub und Schweiss des langen Tages zu reinigen und etwas Warmes zu geniessen. Dann ging's wieder ans Erobern eines Wagenplatzes. Wir sassen wieder glücklich und versuchten, im Schlafe der traurigen Gegenwart zu entfliehen. An Müdigkeit fehlte es ja nicht. Doch das Hurrahrufen an den Stationen weckte auch die stärksten Schläfer stetsfort auf. Im Morgengrauen begrüsst wir den Rhein als ein Stück Heimat. Hier floss er noch nicht in dem greisenhaften Tempo wie in Holland.

Auch hier wieder Kanonenläufe und Stachelgehege neben all den burggekrönten Hügeln ringsherum. —

Der zweite Reisetag brachte dieselben Bilder wie der erste. Er ging bei Karlsruhe zu Ende. Da hatten wir Gelegenheit, jede Viertelstunde den Pass vorzuweisen. Es wimmelte von Aufsichtsmilitärs, die das reisende Publikum scharf ins Auge fassten. Da kein Zug mehr weiter fuhr, konnten wir hier die erste Nachtruhe einschalten. Keiner von uns brauchte ein Schlafmittel. — Um 6 Uhr sollte unser Zug weiter fahren. Erst um diese Stunde wurden wir jedoch geweckt. Zum Schimpfen blieb nicht viel Zeit, da sofort der Bericht kam; Es fahren heute keine Personenzüge! Da sassen wir nun in der Vorhalle des neuen und äusserst wohnlich eingerichteten Hotels und grübelten. Da ging ein Zittern über die Erde

und dumpfe Schläge verkündeten uns das Kanonenfeuer im Elsass drüben. Zwei Landsleute gesellten sich zu uns, die in Ostende aus der Ferienruhe verscheucht und über Brüssel und Antwerpen geflüchtet waren. Von entsetzlichen Erlebnissen erzählten sie uns. Unser Mitleid erregte besonders der eine. Er betrieb in Mülhausen eine Fuhrhalterei, befand sich bei Kriegsausbruch auf einer Erholungsreise und hatte Frau und Kinder in der Stadt, von der das Gerücht umging, sie stehe in Brand.

Die beiden waren so niedergeschlagen, dass sie gar nicht mehr an die Möglichkeit glaubten, die Schweiz zu erreichen. Wir sprachen ihnen Mut zu und schickten jede halbe Stunde zum Bahnhof. Und siehe da, einmal kam die Meldung, 9 Uhr 50 fahre ein Zug. Wohl wussten wir wieder ein beträchtliches Stück zurückfahren, da die Strassburger Linie nun gesperrt war. Wir hatten am Schalter noch einen Redekampf zu bestehen, damit uns die Fahrkarten auf der Stuttgarter Strecke gültig geschrieben wurden. Auch das gelang. Und nun kam's je länger je freundlicher. Im Badischen setzte man uns auch wieder einmal an die Luft, in irgend einem verlassenem Nest. Zum wievielten Mal wussten wir nicht mehr. Diesmal erbarnte sich unser ein dienstbeflissener Bahnhofsvorstand. Pfadfinderknaben sprangen hilfsbereit vorn an die Lokomotive eines in unserer Richtung dastehenden Militärzuges, um zum Warten Signal zu geben, Bahnarbeiter trugen uns das Gepäck, im Trab ging's über viele Schienenstränge und hinein flogen wir mit Mann und Maus in ein leeres Offiziersabteil. Da fuhr auch der Zug schon. Und die wackeren Leute, die uns ein Mitkommen ermöglicht hatten, wiesen das angebotene Trinkgeld ab: „Behaltet Euer Geld; bis Ihr daheim seid, könnt Ihr's nötig brauchen“. Solch rührende Züge der Selbstlosigkeit sind uns ab und zu begegnet. — Diesen Abend landeten wir in der Hauptstadt des Schwabenlandes, in Stuttgart. Da war die Bevölkerung ziemlich erregt. Die Telegrammanschläge waren von Volksmengen belagert. Die Vertreibung der Franzosen aus dem Elsass wurde mit Jubel und unter Absingen der Nationalhymne gefeiert.

Wir suchten hier Bekannte auf und machten mit ihnen einen Gang auf die nächste Anhöhe. Der ganze Horizont wurde mit Scheinwerfern nach Flugzeugen abgesucht. Um 11 Uhr war Polizeistunde; aber das Trompetengetöse dauerte die ganze Nacht und raubte uns den Schlaf.

Früh morgens des vierten Reisetages setzten wir uns mit dem zuversichtlichen Gedanken in die Bahn: Heut' abend sind wir in der Schweiz. „Doch mit des Geschickes Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten.“ Wir kamen bis am Spätnachmittag nur um ein kleines Stücklein in der schwäbischen Alp vorwärts. Diese Fahrt bot Bilder des vollkommenen Friedens. Aus den weit wogenden Kornfeldern schauten die lieblichen Dörflein Württembergs. Überall wurde die Ernte geschnitten, gebunden oder geladen. Wären die Bahnzüge nicht mit Soldaten vollgestopft gewesen, man hätte geglaubt, die Nachricht vom Krieg nur als bösen Traum erlebt zu haben. Es sträubte sich die Phantasie, sich auszu-denken, dass diese reichen fruchttragenden Äcker durch Pferde und Kanonen verwüstet werden könnten wie diejenigen des gemüsereichen Elsass, und dass das heiter-freundliche Wesen des schwäbischen Mannes durch die Kriegsfurie in wilde Rachegefühle verwandelt werden sollte. In Immendingen, einem Knotenpunkt der schwäbischen Bahn, wurde der Zug gründlich von Reisenden gesäubert. Da sassen wir wieder einmal auf einem Perron, um 1, 2, 3 Stunden auf Weiter-

beförderung zu warten. Endlich erscheint ein Offizier mit der Depesche und verkündet: Es fährt heute kein Zug mehr!

Wie ein Bienenschwarm stob alles auseinander, um Quartier im Dorfe zu suchen. An drei Türen klopfen wir an, bis man uns aufnahm in dem Hause einer verhärt dreinblickenden Witfrau. Schon wollte sie uns auch abweisen mit der Begründung, sie sei mit ihrer Familie am Rande ihrer Leistungsfähigkeit angelangt. Und die übernächtigen Gesichter bestätigten dies. Als sie aber sah, dass Frauen unter den um Einlass Bittenden waren, hiess sie uns doch eintreten. Wir mussten unsere Papiere vorweisen und die Namen in eine von Militärbehörden aufgestellte Liste eintragen. So waren wir versorgt. Der Betrag für das Nachtlager kam in die Kasse des Frauenvereins, von der die Dame uns sagte, sie sei gänzlich erschöpft.

Der fünfte Reisetag war angebrochen mit einem wunderschönen Augustmorgen. Nach zweistündiger Fahrt waren wir in Singen und eine Stunde später an der Schaffhauser Grenze. Da gab's ein erleichtertes Aufatmen! Der letzte dreistündige Aufenthalt in Schaffhausen wurde dazu benutzt, unsere glückliche Ankunft auf Schweizerboden dem Telegraphen zu übergeben und dann eine Wanderung durchs Städtchen zu machen. Vorher aber erquickte sich jeder an dem, was er lange am meisten entbehrt hatte. Uns mundeten einige Gläser Schweizermilch so herrlich wie nie zuvor. —

Die Strecke Schaffhausen—St. Gallen schien uns mit Schnellzugsgeschwindigkeit durchfahren zu werden. Wir konnten das Jammern der Leute über das langsame Tempo gar nicht verstehen. Und hätten sie gewusst, dass wir für eine Entfernung, die normalerweise 18 Stunden Fahrt beansprucht, fünf Tage und eine Nacht gebraucht, so hätten sie sich alle glücklich gefühlt, in einem Lande zu leben, das von dem entsetzlichen Weltbrand bis heute verschont geblieben.
th.

Kriegsfürsorgetätigkeit.

Wir hofften, schon heute aus Berichten einzelner Sektionen ein ungefähres Bild der Fürsorgetätigkeit der Lehrerinnen zusammenstellen zu können, nicht etwa, um damit vor der Welt zu glänzen, sondern damit die einen Sektionen aus dem Beispiel anderer Rat und Anregung schöpfen könnten. Aus den eingegangenen Antworten ergibt sich, dass sich die Lehrerinnen an manchen Orten für die Fürsorgetätigkeit noch nicht fest organisiert haben, dass sie aber überall in irgend einer Weise ihre Kräfte in den Dienst der Notleidenden oder in den Dienst des Roten Kreuzes gestellt haben.

Aus *Basel* erfahren wir: Da das Platzkommando von Basel auf den 17. August die meisten Schulhäuser noch nicht freigeben durfte, konnte der Unterricht in den Primarschulen erst am 27. August beginnen. Während dieser Zeit aber genossen die Primarlehrerinnen nicht sorglose Ferientage. Sie stellten sich sofort der „Staatlichen Hilfskommission“ zur Verfügung und zwar für die Abteilung der Kleiderversorgung. Wacker zogen sie an jedem Haus die Glocke und baten alle Hausfrauen um Kleider, Schuhe, Bettzeug usw. Drunten warteten Kinder mit Wägelchen und Körben, und fröhlich wurde manch hoher Kleiderberg davongeführt.